



# Leseprobe

Pyun Hye-young

**Der Riss**

Roman

---

»Eine mutige, verstörende und von Licht und Schatten geprägte Erzählung.« *Galore*

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



---

Seiten: 224

Erscheinungstermin: 22. April 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

## Zum Buch

---

Kann das Leben einen so tiefen Riss bekommen, dass man durch ihn hinabstürzt und darin verschwindet? Ogi hat Schuld an dem Unfall, durch den seine Frau getötet wurde. Im Haus seiner Schwiegermutter vegetiert er nun schwer verletzt vor sich hin. Seine Welt schrumpft zu dem Bett, in dem er liegt. Im Inneren halten beunruhigende Gedanken an seine Frau ihn gefangen. Draußen verwandelt sich ihr üppiger Garten in einen welken Orten, entstellt von dunklen Löchern, die die Schwiegermutter wie besessen gräbt. Was verbirgt sich hinter der unheimlichen Obsession für den Garten? Ein so kafkaesker wie hypnotisierender Roman von den verstörenden Rissen, die Einsamkeit, Schuld und Entwurzelung im Leben hinterlassen können.



### Autor

## Pyun Hye-young

---

Hye-young Pyun wurde 1972 in Seoul geboren. Nach drei Universitätsabschlüssen arbeitete sie als Büroangestellte, bevor sie 2000 mit einer Kurzgeschichte debütierte, die in Korea sofort große Beachtung fand. Für ihr Werk wurde sie mit den renommiertesten Literaturpreisen Südkoreas ausgezeichnet, darunter dem Dong-in Literary Award 2011, Yi-sang Literaturpreis 2014 und den Hyundai Munhak Award 2015. Sie veröffentlicht Kurzgeschichten u.a. im New Yorker und Harper's Magazine. Sie lebt in Seoul, Korea.

Hye-Young Pyun • Der Riss

**Hye-Young Pyun**

**DER RISS**

Roman

Aus dem Koreanischen  
von Ki-Hyang Lee

**btb**

# 1

Ogi öffnete langsam die Augen. Licht blendete ihn. Etwas blitzte durch milchig-grauen Nebel. Er schloss die Augen, öffnete sie wieder. Die Schwierigkeit, die ihm das bereitete, beruhigte ihn. Das hieß, er war am Leben. Das Auf und Ab der Lider, die Anstrengung, gegen das Licht anzukämpfen, sprachen eindeutig dafür.

Eine Decke, gekachelt mit Gipskarton, tauchte über ihm auf, Reihen von Neonlampen. Jede einzelne leuchtete hell. Er musste in einem Krankenhaus sein. So grelles Licht gab es normalerweise nur in Krankenhäusern.

Ogi versuchte, den Kopf zu drehen. Es ging nicht. Aber immerhin gelang es ihm, die Augen von links nach rechts zu bewegen.

»Ogi.«

Eine Stimme war zu hören. Die Stimme einer Frau. Erst konnte Ogi niemanden sehen, doch dann schob sich ein weißer Kittel in sein Blickfeld. Eine Frau, vermutlich eine Krankenschwester, kam auf ihn zu. Er konnte sie riechen. Sie roch unangenehm. Leicht säuerlich. Wahrscheinlich war sie gerade vom Essen gekommen. Wie spät es wohl war?

Ogi wollte irgendetwas sagen. Unnötig zu fragen, wo

er war. Die Antwort lag auf der Hand. Wo sollte er anderes sein als in einem Krankenhaus? Aber er schwebte nicht in Lebensgefahr. Sicher nicht. Weil er sie riechen konnte.

»Sind Sie wach?«

Die Krankenschwester blickte ihm prüfend ins Gesicht und betätigte den Rufknopf an der Wand hinter Ogis Bett.

»Einen kleinen Augenblick Geduld bitte, der Doktor kommt gleich. Wissen Sie, wo Sie sind?«

Sie sah auf die Uhr und notierte etwas auf dem Klemmbrett in ihrer Hand.

Ogi versuchte mühsam, den Mund zu öffnen. Doch seine Lippen waren so trocken, dass er nichts als ein leichtes Hauchen hervorbrachte.

»Sie sind im Krankenhaus. Sie haben lange geschlafen.«

Die Krankenschwester sprach laut und überdeutlich. »Ich werde jetzt Ihren Blutdruck messen, und wenn der Doktor kommt, wird er Sie untersuchen.«

Sie legte ihm die Manschette eines Blutdruckmessgerätes um den Oberarm. Ogi starrte auf den Arm, den die Schwester hochhob, um das dicke graue Band umzulegen. Er war irritiert. Er spürte nichts. Weder den Druck während des Aufpumpens noch die Entlastung beim Herauslassen der Luft. Ebenso wenig spürte er, wie ihm die Krankenschwester das graue Band wieder abnahm und seinen Arm zurück auf die Bettdecke legte.

Wieder schrieb sie etwas auf das Klemmbrett, sah Ogi an und schenkte ihm ein Lächeln. Anscheinend hatte sie erledigt, was es zu erledigen gegeben hatte.

*Was ist mit meiner Frau?*, fragte Ogi.

Er brachte keinen Laut hervor. Der Kiefer ließ sich nicht bewegen, die Stimmbänder vibrierten nicht. Es war verstörend. Er rollte die Zunge im Mund hin und her und schluckte vorsichtig etwas Speichel.

Mit dem Versprechen, bald zurückzukommen, verließ die Krankenschwester den Raum. Ogi bemühte sich, den Mund zu öffnen. Doch der Unterkiefer bewegte sich keinen Millimeter. Wenn er alle Kraft zusammennahm, hatte er das Gefühl, die trockene Mundhöhle dehne sich etwas aus. Er versuchte, ein Ah zu artikulieren. Er hörte ein schwaches Geräusch wie ein leises Flüstern, als etwas Luft, die tief aus seiner Lunge kam, durch den Spalt zwischen Ober- und Unterlippe entwich. Das war alles. So sehr er sich auch bemühte, irgendeine Art von Geräusch zu erzeugen, was er hörte, war nicht seine Stimme. Die einzigen Töne im Raum kamen von den medizinischen Geräten, die mit Ogis Körper verbunden waren. Sie gaben ein monotones regelmäßiges Piepsen von sich, gelegentlich unterbrochen von Gesprächen auf dem Gang, die wohl aus Rücksicht auf die Patienten im Flüster-ton geführt wurden, oder den schnellen, wenn auch gedämpften Schritten der Krankenschwestern, die auf leise quietschenden Sohlen vorübereilten.

Nach einer Weile kam seine Krankenschwester wie-

der in sein Zimmer, gefolgt von einem Arzt. Er hatte ihn noch nie gesehen, Ogi hingegen war offenbar kein Unbekannter für ihn. Der Arzt strahlte ihn an, breitete die Arme übertrieben weit aus und sagte:

»Ogi, wie schön. Wie lange ist das her?«

Bekommen fragte sich Ogi dasselbe, wie lange war es her, wie lange war er ohne Bewusstsein gewesen?

»Wissen Sie, wo Sie hier sind?«

Ogi starrte den Arzt an.

»Das ist ein Krankenhaus. Verstehen Sie mich?«

Ogi wollte nicken, aber es war hoffnungslos.

»Blinzeln Sie einfach kurz für ein Ja.«

Ogi folgte der Anweisung. Er schloss die Augen und riss sie wieder auf.

»Prima! Sehr gut gemacht!«

Der Arzt betonte seine Worte unnatürlich stark. Es fehlte nur noch, dass er eine Siegerfaust dazu machte. Es war das erste Mal, dass Ogi dafür gelobt wurde, dass er blinzeln konnte.

*Und meine Frau?*, wollte Ogi wissen.

Der Arzt hob erst Ogis rechtes Augenlid, dann das linke. Danach tastete er offenbar Ogis Körper ab, machte verschiedene Drucktests. Ogi spürte nichts. Der Arzt studierte die Werte der medizinischen Geräte neben Ogis Kopf und notierte etwas auf dem Klemmbrett. Er gab der Krankenschwester leise Anweisungen.

»Ogi! Das ist großartig! Das haben sie wirklich hervorragend gemacht. Jetzt heißt es, alle Kraft zusammen-



nehmen. Haben Sie mich verstanden? Der Kampf geht jetzt erst los. Dabei spielt Ihre mentale Stärke die entscheidende Rolle. Das ist es, was Sie brauchen: Willensstärke, keine Medizin. Wir beide, Sie und ich, haben einen langen Weg vor uns. Ich werde mein Bestes tun. Aber im Vergleich zu dem, was Sie tun können, sind meine Möglichkeiten begrenzt. Verstehen Sie mich? Es kommt nicht auf mich an, auf Sie kommt es an. Sie müssen Ihre Kräfte noch ein wenig stärker mobilisieren als bisher. Wir werden Sie gleich zu weiteren Untersuchungen in einen anderen Raum bringen. In Ordnung? Blinzeln Sie einmal, wenn Sie mich verstanden haben.«

Wieder tat Ogi, was von ihm erwartet wurde.

»Ja, sehr gut, sehr, sehr gut gemacht! Wir sehen uns gleich wieder.«

Nach diesen übertrieben lobenden Worten verließen der Arzt und die Krankenschwester das Zimmer.

Der Arzt hatte gesagt, es sei großartig, dass Ogi das Bewusstsein wiedererlangt habe. Großartig. Ogi prägte sich das Wort ein und dachte darüber nach, ob sein zurückgekehrtes Bewusstsein tatsächlich etwas Großartiges war. Der Kampf beginne erst jetzt, und auf seine Willensstärke käme es an. Nicht auf die Medizin, sondern auf seinen Willen. Das ließ tief blicken.

Die Krankenschwester kam zurück. Sie steckte die Kabel aus, die Ogi mit den Geräten verbanden, warf einen Kontrollblick auf das Bett und schob ihn langsam auf den Gang hinaus.

Ogi lag da und starrte auf die vorbeigleitenden Leuchtstoffröhren an der Decke. Er würde wohl noch eine Weile in diesem Bett bleiben müssen, dachte er. Willensstärke sei entscheidend für seine Genesung. Bedeutete das wirklich, dass ohne einen starken Willen keine natürliche Heilung möglich war und auch eine medizinische Behandlung keine Aussicht auf Erfolg hatte? Aus dem Gerede der Krankenschwester und des Arztes schloss Ogi, dass er für längere Zeit im Koma gelegen hatte. Wahrscheinlich hatte er schon alle möglichen Medikamente bekommen. All die Kabel zu den Geräten, die Sauerstoffmaske und die Infusionen, die seinem Körper verabreicht wurden, sagten einiges darüber aus, dass es auch bisher schon kein leichter Kampf gewesen war.

Das Bett, das sich quietschend und ratternd vorwärts bewegte, blieb abrupt stehen. Sie waren vor einem Aufzug angekommen. Obwohl der Fahrstuhl aussah, als sei er für Patienten gedacht, drängten sich mehr und mehr sehr gesund aussehende Menschen in die Kabine. Jedes Mal, wenn der Lift anhielt und noch mehr Leute hereindrängten, rückte die Krankenschwester Ogis Bett ein Stück weiter zur Seite. Verstohlen warfen die Umstehenden Ogi Blicke zu.

Erst jetzt, mit all den gesunden Menschen um ihn herum, wurde Ogi bewusst, dass er wieder zurück in der Realität war. Dies war nicht mehr die Welt des grellen Neonlights, in der sich eine freundliche Krankenschwester um ihn kümmerte und ein Arzt ihn für ein bloßes

Blinzeln lobte. Dies war die echte Welt, in der es laut und chaotisch zuging, in der Menschen Schlange standen, warteten und sich neugierige Blicke zuwarfen. Wie der Arzt gesagt hatte. Dies war eine Welt, in der man nur mit eisernem Willen überleben konnte.

Während der folgenden Untersuchung brauchte Ogi gar nichts zu tun. Er musste sich nicht selbst auf die Liege des MRT legen, nicht selbst den Arm für die Blutabnahme ausstrecken oder bei der Befestigung irgendwelcher Messgeräte an seinem Körper helfen. Dies wurde von fleißigen Händen erledigt. Ogi spürte nichts. Er wurde von einem Bett in ein anderes gelegt, Messgeräte wurden ihm noch einmal angelegt und wieder entfernt. Das Einzige, was er zu tun hatte, war, gelegentlich zu blinzeln, wenn der Arzt eine Antwort von ihm erwartete. Doch die meiste Zeit lag er stumm da und hielt die Augen geschlossen. Ohne es zu merken, nickte er gegen Ende der Untersuchung ein.

Hinter den geschlossenen Lidern war es immer dunkler geworden, und Ogi sah sich mit seiner Frau zusammen in einem Auto sitzen, das gegen eine hohe Wand prallte, immer und immer wieder. Das war nur ein Traum, natürlich. Denn er konnte sich selbst in dem völlig verbeulten Auto sitzen sehen. Und doch tat ihm auf einmal wirklich der Kopf weh. Der Schmerz war so stechend, als wäre er mit voller Wucht gegen etwas Hartes geprallt oder mit etwas Gefährlichem, Scharfen zusammengestoßen.

In dem hellen trüben Licht, von dem er inzwischen

wusste, dass es auch manchmal auftauchte, wenn er die Lider geschlossen hielt, begann er darüber nachzudenken, ob er das hier überleben würde und wenn ja, wie er in seinem jetzigen körperlichen Zustand den Alltag bewältigen sollte. Wollte er so überhaupt weiterleben?

Er grübelte, was die Aussagen des Arztes zu bedeuten hatten, hin- und hergerissen zwischen dem deprimierenden Gerede von seiner »Willensstärke« und dem aufbauenden »noch ein wenig stärker«.

Schließlich kam Ogi zu dem Schluss, dass die Betonung des Arztes auf einem kleinen Wörtchen gelegen hatte. Konnte es nicht sein, dass wirklich alles wieder wie früher wurde, wenn er seine Kräfte nur ein *wenig* stärker mobilisierte? Hieß das nicht, dass er seinen Unterkiefer wieder bewegen, sprechen und eigenständig zu den Untersuchungen würde gehen können? Es gab keinen anderen Weg. Natürlich klammerte sich Ogi an die Worte »ein *wenig* stärker«. Er wollte unbedingt leben.

Wie viel Zeit war seit der Untersuchung vergangen? Ein paar Tage? Oder nur einige Stunden? Sein Kopf schien voller Nebel zu sein, als würde er noch immer träumen, aber seine Augen schmerzten von dem grellen Licht. Es fühlte sich an, als hätte gerade jemand seine Pupillenreaktionen geprüft. Auf jeden Fall hatte ihn ein schmerzhafter Lichtstrahl geblendet. Ogi wollte wissen, ob ihm seine Lider noch gehorchten. Langsam öffnete er die Augen. Der Sehnerv reagierte offensichtlich auf seine Gehirntätigkeit, was Ogi sehr beruhigte.

Er hörte, wie die Zimmertür langsam aufglitt und jemand mit bedächtigen Schritten den Raum betrat. Die Person kam näher. Ogi sah sie. Sie trug milchig weiße Kleidung. Noch während Ogi sie ansah, verschwammen ihre Konturen, und die Person wuchs zu einer langen, dünnen Gestalt, die nach oben entschwebte. Erschrocken blickte Ogi zu dem Wesen hinauf, das sich an der Decke festzuklammern schien.

Dann senkte sich die Gestalt auf Ogi herab. Schnell machte er die Augen zu. Er kniff sie fest zusammen, damit sie sich nicht aus Versehen wieder öffneten. Das war das Einzige, was er gegen die Angst tun konnte, die ihn durchfuhr. Das hier bildete er sich nicht ein. Er hatte ganz deutlich gehört, wie die Tür aufgegangen war. Und außerdem war da der Geruch dieses Wesens, das sein Gesicht jetzt dicht über Ogis beugte. Ein ihm vertrauter Geruch.

Es war der Duft seiner Frau.

## 2

Oft waren Frauen für die Wendepunkte in Ogis Leben verantwortlich gewesen.

Das galt vor allem für seine Mutter. Ogi war zehn gewesen, als sie starb. Zunächst hatte er gedacht, eine Krankheit sei verantwortlich für ihren Tod. Denn sie war öfter krank gewesen und hatte nach jeder Mahlzeit Medikamente nehmen müssen, die ihr vom Arzt verschrieben worden waren. Erst als seine Mutter im Krankenhaus lag und Ogi andere Besucher miteinander flüstern hörte, erfuhr er die Wahrheit. Seine Mutter hatte eine Überdosis Tabletten geschluckt, und ihre Organe waren so sehr geschädigt worden, dass sie schließlich ganz versagten.

Ogi hatte sie nur ein einziges Mal besucht. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, ob es daran gelegen hatte, dass sein Vater ihm weitere Besuche nicht erlaubt hatte, oder daran, dass der Aufenthalt seiner Mutter im Krankenhaus zu kurz gewesen war. Während dieses einen Besuchs jedenfalls hatte Ogi die Kabel gesehen, die ihren Körper mit den medizinischen Geräten an der Wand verbanden, und gedacht, dass eine gewaltige Menge an Unterstützung nötig sei, um Körper und Seele zusammenzuhalten.

Seine Mutter hatte durch das Heben eines Fingers angedeutet, dass Ogi näher kommen sollte. Er jedoch konnte sich nicht überwinden, ihre Hand zu berühren. Sie hatte ein Loch unter dem Kehlkopf, in dem ein Schlauch steckte, über den ihr Luft in die Lunge gepumpt wurde. Ogi sah so etwas zum ersten Mal. Wenn er ihre Hand genommen hätte, wäre er entweder vor Angst erstarrt oder in Tränen ausgebrochen. Er wusste damals vielleicht nicht genau, was Selbstmord bedeutete, mit seinen zehn Jahren hatte er aber immerhin eine vage Vorstellung davon. Seine Mutter in diesem grausamen Zustand zu sehen tat ihm weh, und es ängstigte ihn.

Ihr Tod hatte für Ogi den Abschied von der Kindheit bedeutet. Dem Vater, gleichgültig und dumpf, wie er war, schien die Veränderung im Verhalten seines Sohnes nicht aufzufallen, oder zumindest ließ er sich nichts anmerken. Ogi war seit dem Tod der Mutter alles egal geworden. Er beschwerte sich nicht mehr über das Essen, auch wenn er es unappetitlich fand. Er stampfte im Supermarkt nicht mehr mit den Füßen auf, um trotzig irgendetwas zu verlangen. Er bat noch nicht einmal darum, ein Geschenk kaufen zu dürfen, wenn er zu einer Geburtstagfeier eingeladen war. Auch fügte er sich widerstandslos, wenn er nicht Computer spielen oder die ganze Nacht Comics lesen durfte. Manchmal versuchte sein Vater mit Ogi zu sprechen. Doch hatte dieser dann nur seine Mutter vor Augen und den Beatmungsschlauch in ihrem Hals. Ogi zog sich immer weiter zurück.

Was die Schule betraf, gerieten die Dinge außer Kontrolle. Die Nachricht vom Selbstmord seiner Mutter hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, und seine Schulkameraden machten seitdem einen großen Bogen um ihn. Ogi begriff nicht, warum die anderen ihn wegen des Todes seiner Mutter ausgrenzten und verhöhnten. Erst sehr viel später verstand er, dass sie vielleicht einfach Angst hatten.

Am Anfang hatten sie Ogi noch geschickt und unauffällig gemieden. Indem er aber immer verschwiegener wurde, nicht mehr teilnahm am Geschnatter und Gekicher seiner Mitschüler, machte er es ihnen leicht, ihn auszugrenzen und sogar zu quälen. Das ging so weit, dass Ogi eines Tages von einer Gruppe von Kindern angegriffen wurde. Einer nach dem anderen schlugen sie auf ihn ein. Aber Ogi wehrte sich, er biss einem der Jungen fest ins Bein. Er verlor dabei einen Zahn, der Junge ein Stück Fleisch. Ogis Zahn war noch ein Milchzahn, der andere Junge aber behielt eine bleibende Narbe zurück.

Nach diesem Vorfall ging niemand mehr auf Ogi los. Die anderen raunten sich nur hinter vorgehaltener Hand zu, dass er genauso verrückt sei wie seine Mutter. Um ihnen zu zeigen, wie verrückt er tatsächlich war, grinste Ogi sie manchmal mit irrem Blick an, nur um dann blitzschnell den Gesichtsausdruck zu wechseln und sie mit eiskaltem Blick anzustarren.

Wenn Ogis Mutter seiner Kindheit ein Ende gesetzt hatte, war es seine Frau, die ihn in die Welt der Erwachsenen geholt hatte.



Ogi stand kurz davor, sein Bachelor-Examen abzulegen und sich nach einem Job umzusehen, als sie sich kennenlernten. Das war noch vor der Wirtschaftskrise gewesen, als die Unis mit Stellenanzeigen geflutet wurden. Ogi wollte schnell heiraten. Seine Frau fand, es sei zu früh. Sie wollte weiterstudieren und wünschte sich, dass auch Ogi das tat. Obwohl er wusste, dass er auf jeden Fall einen Teilzeitjob annehmen musste, von der Hand in den Mund leben würde und trotzdem kaum Miete und Studiengebühren zahlen konnte, bewarb er sich für weiterführende Studiengänge. Er hatte keinen Plan. Eigentlich kam ihm ihre Bitte als Ausrede gerade recht, um sich noch eine Weile vor dem langweiligen Arbeitsleben zu drücken. Er hatte zwar jede Menge Bewerbungen verschickt, war aber nicht besonders erpicht darauf gewesen, irgendwo angestellt zu werden. Wenn das Studium doch nichts für ihn war, konnte er sich immer noch weiter umsehen.

Seine Frau sagte, sie wolle Journalistin werden. Eine Journalistin wie Oriana Fallaci und wegweisende, beeindruckende Interviews mit berühmten Persönlichkeiten führen. Sie trug immer ein Bild von Oriana Fallaci in ihrem Portemonnaie mit sich herum. Auf diesem Bild war die Journalistin jedoch weder in ihrer Funktion als Kriegsberichterstatteerin noch in einem Interview mit Kennedy oder Deng Xiaoping zu sehen. Auf diesem Foto saß sie hinter ihrer Schreibmaschine, blickte versunken in die Ferne, trug ein Kostüm von Chanel und

eine Perlenkette um den Hals – ein Bild, das seine Frau aus der *Vogue* oder *Elle* gehabt haben musste. Ogi hatte sich gefragt, wo seine zukünftige Frau auf diesem albernen Foto den Geist des Journalismus für sich entdeckt hatte. Doch wusste er auch, dass ihm das Foto sehr genau zeigte, wonach sie strebte.

Damals fand Ogi die Selbstüberschätzung seiner Frau liebenswert. Sie hatte ihre Ziele klar definiert, und obwohl sie felsenfest daran glaubte, sie zu erreichen, scheiterte sie doch in fast jedem Versuch, sich ihnen zu nähern. Doch jedes Mal schüttelte sie ihr Scheitern einfach ab, als sei es kein Problem. Dann suchte sie sich eben schnell ein neues Vorbild und pries dessen Tugenden wieder so ausgiebig, bis Ogi es fast nicht mehr ertragen konnte. Indem sie das tat, schien sie nach und nach vorübergehende Sehnsüchte von echten Bedürfnissen unterscheiden zu lernen. Immer wieder war sie gezwungen, über Bord zu werfen, was sie gerade noch mit aller Kraft angestrebt hatte, und ihr Verhalten wie ihren Geschmack ständig zu ändern. So fand sie allmählich die Grenze zwischen dem, was ihr wichtig war, und dem, worauf sie verzichten konnte. Auf andere wirkte das sprunghaft und unglaublich, Ogi aber zog es an.

Immer schon hatten ihm Menschen Angst gemacht, die stolz darauf waren, nur einem einzigen Weg im Leben zu folgen, die nur ein einziges Ziel kannten und weder nach links noch nach rechts schauten. Die Willenskraft dieser Art Menschen war so ausgeprägt, dass sie andere

für ihre Schwächen nur belächeln konnten. Sie kritisierten die, die sich auf ihr Glück verließen, und würden niemals zugeben, dass selbst der belangloseste Zufall große Auswirkungen haben kann. Diese starrsinnigen, selbstgerechten Charaktere waren so selbstvergessen, dass sie überhaupt nicht wussten, dass Hochmut brutal sein kann. Wenn sie redeten, dann in beherrschendem Ton. Sie mussten permanent ihre Überlegenheit demonstrieren, sie machten sich lustig über die, die verloren waren, überholt wurden, nicht mitkamen. Wer ihnen nicht die nötige Achtung entgegenbrachte, den verhöhnten sie. Ab und zu übten sie Nachsicht und zeigten sich großzügig, doch nicht aus Mitgefühl oder Menschlichkeit, sondern aus der Selbstgefälligkeit heraus, die den Besitzenden eigen ist. Ogi kannte diese Art Menschen sehr gut. Sein Vater war einer von ihnen gewesen.

Sein ganzes Leben lang hatte der Vater für eine Schiffswerft gearbeitet, ein Self-made-Mann, der sich hochgearbeitet hatte. Für Ogis Entscheidung, sein Geografie-Studium bis zum Master-Abschluss fortzusetzen, hatte er nur Spott übrig gehabt. Er hatte ihm vorgeworfen, sein Leben nur mit verkopftem Unfug zu verplempern. Ogi unterdrückte den Drang, seinem geizigen Vater zu sagen, dass er sein Studium erfolgreich beenden werde, auch ohne dessen Hilfe. Sein Vater war der festen Überzeugung gewesen, ja, es hatte sogar zu seinen großen Ängsten gehört, dass Ogi ihm nur das Geld aus der Tasche ziehen wollte.

Während Männer in aller Regel nach einer Ehefrau suchen, die ihrer Mutter ähnlich ist, war das bei Ogi nicht der Fall. Noch immer erinnerte er sich an seine Mutter als eine Frau, die sich gegen den Vater gewehrt, ihm widersprochen hatte, sogar während sie in dunkelsten Gedanken versunken war. Dann gelang ihr der Widerspruch sogar am besten. Sie hatte seinen Vater dann verspottet und mit ihrem Sarkasmus zur Weißglut, sogar direkt in den Wutausbruch getrieben. Nach solchen Vorfällen hatte sie dann immer eingelenkt und sanftere Töne angeschlagen und unschuldig behauptet, sie habe doch nur Spaß gemacht, es gebe gar keinen Grund, sich so maßlos aufzuregen. Dabei lächelte sie ihm so warm und schön in das verzerrte, vor Wut schäumende Gesicht, dass er nur noch elender und spießiger wirkte, als er es sowieso schon tat. In diesen Augenblicken sah seine Mutter großartig aus, fand Ogi.

Nein, Ogis Frau hatte keine Ähnlichkeiten mit ihr. Was jedoch nicht hieß, dass sie ihr Gegenteil war. Irgendwie vereinte seine Frau die Charaktere seiner beiden Elternteile in sich. Sie erschien unsicher, war aber auch selbstbewusst. Selbstgerecht und gleichzeitig souverän. Ogi bewunderte ihre Widersprüche. Sie erschienen ihm eigentlich unvereinbar, und doch war seine Frau der Beweis, dass es möglich war. Immer wenn er an seine Eltern dachte, stellte er sich vor, wie sie alleine und traurig in einem Zimmer saßen. Sie hatten unabhängig und getrennt voneinander existiert und bestanden doch gemeinsam in seiner Frau.

Ihr zuliebe hatte Ogi das Studium wiederaufgenommen, sie hingegen brach ihres nach der Hälfte ab. Sie behauptete, sie wolle lieber praktische Erfahrungen sammeln, als sich nur mit trockener Theorie zu beschäftigen. Eine neu gegründete Online-Zeitung sollte ihr Start ins Arbeitsleben sein. Aber dort kündigte sie nach sechs Monaten. Danach verschickte sie Bewerbungen, um woanders als Journalistin arbeiten zu können, aber niemand wollte sie einstellen. Die letzte Chance war eine Stelle bei einer kleinen unbekanntem Zeitung, wo sie es nicht einmal ein Jahr aushielt und widerwillig jeden Monat zwölf Artikel zusammenpfuschte, bevor sie kündigte. Wieder und wieder durchsuchte sie Portale für Stellenanzeigen, verschickte Bewerbungen und unternahm mit dem Rest ihres Ersparten ein paar kleine Reisen, bevor sie schließlich einen Job bei einem noch kleineren Magazin fand, wo sie dieselbe Anzahl von Artikeln mit fast demselben Inhalt schrieb. In der Zwischenzeit beendete Ogi sein Studium und schloss seine Promotion ab.

Sein Vater war drei Jahre vor Ogis Heirat gestorben. Er hatte sechs Monate lang Schmerzen gehabt, bevor er starb. Am Tag, als die Schmerzen einsetzten, hatte Ogis Vater sich mit Geschäftspartnern in einem Sushi-Restaurant getroffen. Das waren Männer, die für Ogis Vater gearbeitet hatten, bevor er in Rente gegangen war. Danach hatte er sich mit seiner eigenen Produktionsfirma für Ersatzteile selbstständig gemacht und belieferte jetzt

seinen alten Arbeitgeber. Erst kurz zuvor hatte er auf Anraten der ehemaligen Kollegen die Produktionsanlage erweitert, doch die internationale Wirtschaftskrise brachte die Märkte zum Einstürzen, und seinen Vater sollte das besonders hart treffen.

An diesem Abend hatten sich seine Geschäftspartner mit ihm verabredet, um ihm die schlechten Neuigkeiten mitzuteilen. Die Magenschmerzen setzten spät nachts ein. Sobald Ogis Vater versuchte sich aufzurichten, fühlte es sich an, als zöge jemand an einem Draht, der fest um seine Eingeweide gewickelt war. Er hatte das Sushi im Verdacht. Das Essen war unglaublich teuer gewesen, und sein Vater hatte beim Bezahlen der Rechnung die Luft angehalten.

Als am nächsten Morgen die Haushälterin kam, fand sie Ogis Vater ohnmächtig auf dem Boden liegend. Sie rief den Krankenwagen. Die Diagnose lautete Nierensteine, man musste sofort operieren. Eine Notoperation wurde anberaumt, aber erst als sie ihm die Bauchhöhle geöffnet hatten, stellten die Ärzte fest, dass nicht Nierensteine das Problem waren.

Ogi beendete seine Vorlesung an der Universität in Pyeongtaek, einem Vorort von Seoul, und machte sich auf den Weg nach Ulsan in den Süden. Er traf dort mitten in der Nacht ein, doch sein dickköpfiger Vater bestand darauf, sofort in ein großes Krankenhaus nach Seoul verlegt zu werden. Sie klapperten ein Krankenhaus nach dem anderen ab, in denen man ihnen jedes Mal

einen Reizdarm oder eine vorübergehende Verstopfung attestierte. Die Symptome seien eindeutig.

Später dann kamen die Bauchschmerzen zurück, doch diesmal suchte der Vater gleich das Universitätsklinikum in Seoul auf. Dort diagnostizierte man einen Darmverschluss, der sofort operiert werden musste. Ogis Vater schickte Ogi, der zu dieser Zeit gerade unterrichtete, die Diagnose per SMS. Bei dem Gedanken daran, dass eine riesige Verstopfung den Darm seines Vaters beinahe zum Platzen gebracht hatte, musste Ogi die ganze Vorlesung über immer wieder grinsen.

Was aber aus dem Darm entfernt wurde, war nicht der erwartete Klumpen Fäkalien. Es war ein Tumor von der Größe eines Golfballs. Sein Vater war erleichtert, dass man ihn entfernt hatte, und machte sogar Späße darüber. Er bemerkte trocken, Menschen in seinem Alter bekämen entweder Krebs oder Alzheimer. Da es bei ihm Krebs sei, bliebe ihm die Demenz also erspart. Er lachte herzlich.

Der Arzt hielt Ogi einen verworrenen, komplizierteren Vortrag. Zwar sei die Geschwulst entfernt worden, aber ein Rückfall an derselben Stelle sei ziemlich wahrscheinlich. Es sei zu erwarten, dass Metastasen in Muskelfasern eindringen und Gewebe befallen. Ogi begriff zunächst nicht, was das bedeutete, bis der Arzt deutlich wurde. Der Zustand seines Vaters sei so kritisch, dass man nichts mehr für ihn tun könne. Die Prophezeiung des Arztes sollte sich wenig später bewahrheiten.

